

BAUEN
WOHNEN
ÜBERDENKEN

HARALD LEMKE

www.haraldlemke.de
Ein Beitrag zum Selbst/Bilder Projekt Eigenheim
von [AHA], Hamburg 2003

WOHNEN BAUEN ÜBERDENKEN

Die These, die ich hier zur Diskussion stellen möchte, lautet, dass das Bauen zu wenig vom Wohnen her gedacht wird. Meistens ist es umgekehrt: Das Wohnen muss sich den Bauten fügen und in architektonisch vorgedachten Räumen unterkommen. Wenn aber das Bauen vom Wohnen her gedacht wird, hat das weitreichende wohnbau-philosophische Konsequenzen für die Lebenspraxis, für die Architektur und für die Stadtentwicklung.

Zunächst möchte ich der Frage nachgehen, wie innerhalb der Philosophie über das Bauen und Wohnen und deren Verhältnis zueinander gedacht wurde. Grob lassen sich vier Positionen unterscheiden, die sich jeweils auf ein reales Architekturparadigma beziehen.

A) Die *Repräsentationsarchitektur* steht im Mittelpunkt vor allem der *klassischen Philosophie* (ich denke dabei insbesondere an die philosophische Ästhetik der Baukunst im Idealismus, beispielsweise von Hegel oder Schopenhauer). Auf Repräsentationsarchitektur, wie Museen, Einkaufszentren, Banken und Konzernzentralen, bezieht sich aber auch die *postmoderne Architekturtheorie*. Für meine Überlegungen ist dabei von Bedeutung, dass bei dieser

Repräsentationsarchitektur das Bauen nicht vom Wohnen her gedacht wird - und, wenn man so will, auch nicht gedacht werden muss, weil die Gebäude nicht als Wohnbauten genutzt werden. Dennoch <repräsentiert> sich in diesen Bauten die Art und Weise, wie gesellschaftliche Räume bewohnt werden.

B) Mit dem *Neuen Bauen* der modernen Architektur verbindet man vor allem die Baushaustradition der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Diese moderne Architektur versteht sich als Gegenmodell zur klassischen Repräsentationsarchitektur. Aus diesem Grund war das Neue Bauen in jüngster Zeit erneut *normativer Bezugspunkt einer philosophischen Kritik* an der postmodernen Repräsentationsarchitektur. Die Philosophie interessiert sich dabei vor allem für das gesellschaftliche Selbstverständnis der Architektur, nämlich für die Frage, ob der ursprünglich avantgardistische Anspruch der Baushausarchitektur gegen den postmodernen Ästhetizismus gerettet werden kann. Für meine Überlegungen ist dies insofern von großer Bedeutung, weil der *emanzipatorische Anspruch* der modernen Architektur darin bestand, das Bauen vom Wohnen her zu denken. Mit dem Namen LeCorbusier, beispielsweise, verbindet sich das revolutionäre Programm, *das alltägliche Wohnen in den Mittelpunkt des Bauens* zu stellen. Es ging ihm darum, aus der Architektur heraus eine Wohnutopie zu entwerfen, die über die Prinzipien des Hausbaus hinaus auch die gesellschaftlichen Zusammenhänge eines sozialen Wohnungsbaus und eines progressiven Stadtbaus umfassen, in dem die revolutionäre Reorganisation der Gesellschaft gipfelt. Das *historische Scheitern*

dieser Wohntopie der Modernen Architektur, also die wohngeschichtliche Entwicklung von LeCorbusiers »Utopia« zur funktionalistischen Trabantenstadt und suburbanen Großraumsiedlung, führt schließlich in den 70er und 80er Jahren zu den *Gegenkonzepten* der sozialen Stadterneuerung. Diese Initiativen einer sozialen Stadtentwicklung halten dem Avantgardismus des Neuen Bauens den konzeptuellen Mangel vor, Möglichkeiten der Partizipation auszuschließen. Und dieser Punkt bringt mich auf die dritte Möglichkeit, das Verhältnis von Bauen und Wohnen zu denken.

C) Das so genannte *Partizipatorische Bauen*, also die Beteiligung der Bürger am Städtebau, an der Stadtteilentwicklung, die Dezentralisierung des sozialen Wohnungsbaus, die verstärkten Mitentscheidungsrechte über Wohnungsbelegungen, die Entwicklung von alternativen Wohnformen und Wohnprojekten, die architektonische Mitbestimmung der zukünftigen Nutzer an der Bauplanung - dieses Partizipatorische Bauen wurde *von der Philosophie bisher kaum berücksichtigt*. Im Unterschied also zur philosophischen Reflexion über Repräsentationsarchitektur und inhaltlichen Auseinandersetzung mit der Bauhaus-tradition steht eine Philosophie des Partizipatorischen Bauens und Wohnens noch aus. Im folgenden wird es mir daher darum gehen, einige Schritte in diese Richtung einzuschlagen, einmal um zu klären, ob das Partizipatorische Bauen tatsächlich den wohntopischen Anspruch des architektonischen Avantgardismus einlösen kann. Und zum anderen gilt es zu klären, wie in einer potentiell emanzipatorischen Lebensform das Bauen tatsächlich vom

Wohnen her gedacht werden kann. Doch bevor dies geschieht, muss im folgenden noch die vierte philosophische Annäherung an das Bauen und Wohnen angesprochen werden.

D) Das *Bauen vom Wohnen her zu denken*, findet sich innerhalb der philosophischen Architekturtheorie erstmals bei *Martin Heidegger* - auf dessen einflussreichen Vortrag ich im Titel dieses Vortrags anspiele. Es wird sich jedoch gleich zeigen, dass auch Heidegger letztlich das Bauen *nicht* vom Wohnen selbst denkt. Aber zunächst soll seine Wohnbauphilosophie zur Sprache kommen: „Was das Bauen von Bauten in seinem Wesen sei, können wir nicht einmal zureichend fragen, geschweige denn sachgemäß entscheiden, solange wir nicht daran denken, dass jedes Bauen in sich ein Wohnen ist. Wir wohnen nicht, weil wir gebaut haben, sondern wir bauen und haben gebaut, insofern wir wohnen, d.h. als die Wohnenden sind.“ Der Grundzug des bauenden Wohnens wird von Heidegger am Beispiel der Schwarzwaldhütte verdeutlicht: „Denken wir für eine Weile an einen Schwarzwaldhof, den vor zwei Jahrhunderten noch bäuerliches Wohnen baute. ... Es hat den Hof an die windgeschützte Berglehne gegen Mittag zwischen die Matten in die Nähe der Quelle gestellt. Es hat ihm das weit ausladende Schindeldach gegeben, das in geeigneter Schräge die Schneelasten trägt und tief herabreichend die Stuben gegen die Stürme der langen Winternächte schützt. Es hat den Herrgottswinkel hinter dem gemeinsamen Tisch nicht vergessen, es hat die geheiligten Plätze für Kindbett und Totenbaum, so heißt dort der Sarg, in die Stuben eingeräumt und so den verschiedenen Lebensaltern unter

einem Dach das Gepräge ihres Ganges durch die Zeit vorgezeichnet. ... Nur wenn wir das Wohnen vermögen, können wir bauen. Der Hinweis auf den Schwarzwald meint keineswegs, wir sollten und könnten zum Bauen dieser Höfe zurückkehren, sondern er veranschaulicht an einem gewesenen Wohnen, wie es zu bauen vermochte." (Martin Heidegger, Bauen Wohnen Denken, S. 47) Angesichts der Tatsache, dass Philosophie oft keinen gesellschaftlichen Einfluss gewinnt, ist bemerkenswert, welche *enorme Resonanz Heideggers Wohnvorstellungen in der Architektur* gefunden haben. Hier ist – abgesehen von einigen namhaften Architekten – insbesondere der so genannte „kritische Regionalismus“ und generell die natur- und umweltschonende, ökologische Architektur zu erwähnen. Der kritische Regionalismus der Heideggerarchitektur versteht sich bewusst als alternativer Wohnbau gegenüber dem internationalen Stil der modernen Architektur. Während die Bauhausphilosophie mit ihrer universalen Formsprache alle kontextuellen Eigentümlichkeiten einer Region bzw. des Bauumfeldes ignorierte, versuchen die Wohnphänomenologen gerade die Ursprünge (arche) des gegebenen, lokalen Kontextes bzw. der geographischen Umgebung (das Tektonischen) in das Wohnkonzept einzubeziehen. Auch gegenüber der postmodernen Architektur versteht sich der kritische Regionalismus als ein Gegenmodell: Während diese ihren dekonstruktivistischen Eklektizismus am besten an szenographischen Flächen und Repräsentationsbauten anbringt, setzt die Heideggerarchitektur eine ökologische Verbesserung des Wohnens und damit der Lebensverhältnisse ins Werk.

Raumgestaltung, Fenstergrößen und Fensteranordnungen, die Licht- und Luftverhältnisse berücksichtigen, sind heute schon allgemeiner Baustandard. Ebenso die Tatsache, dass die sinnlichen Qualitäten der Bauelemente konstruktive Bedeutung haben. Gerade an diesem weder funktionalistisch-modernen noch ästhetizistisch-postmodernen, sondern andersmodernen-ökologischen Umgang mit der umweltlichen Materialität des Wohnens wird deutlich, dass die heideggerische Ökoarchitektur das Bauen zuletzt doch nicht vom inneren Wohnen, sondern *im Wesentlichen vom äußeren Umfeld und natürlichen Baustoff her denkt*. – Soviel zu den vier verschiedenen Traditionen, das Bauen und Wohnen zu denken.

Für meine weiteren Überlegungen will ich einen anderen Grundgedanken von Heideggers Wohnphilosophie aufgreifen. Dieser Gedanke bezieht sich nicht auf das ökologische Bauen und auch nicht auf die Schwarzwaldhütte, sondern auf ein ganz *anderes Haus*. Denn das Gedankengebäude, auf dem auch Heideggers Wohnwünsche basieren, beinhaltet, dass nicht die Schwarzwaldhütte, sondern *die Sprache* „das Haus des Seins“ sei. Weil die Sprache das Haus des Seins ist, leitet er seine Überlegung, *was Wohnen heißt, aus dem sprachlichen Ursprung* dieses Wortes her: „Das altsächsische <wuon>, das gotische <wunian> bedeuten ebenso wie das alte Wort bauen das Bleiben, das Sich-Aufhalten. Aber das gotische <wunian> sagt deutlicher, wie dieses Bleiben erfahren wird. Wunian heißt: zufrieden sein, zum Frieden gebracht, in ihm bleiben. Das Wort Friede meint das Freie, das Frye, und fry bedeutet: bewahrt vor Schaden und Bedrohung, bewahrt vor ...

d.h. geschont. Freien bedeutet eigentlich schonen.“ Dieses *schonende Wohnen* (der Sterblichen auf Erden) begreift Heidegger als *den Grundzug des Seins*. Bezeichnenderweise erwähnt er in seiner eigenwilligen Etymologie aber nicht die lebenspraktische Wortbedeutung des Wohnens, wie man es in den umgangssprachlichen Wendungen kennt: Beispielsweise in den sprachlichen Ausdrücken, wie die *Gewohnheit*, oder, dass man bestimmte Realitäten *gewohnt ist*, dass man sich etwas *angewöhnt* oder von etwas *entwöhnt* und von jemandem *verwöhnt* wird, so dass es einem *zur Gewohnheit wird* und etwas *gewöhnlich* ist, weil es sich von *Ungewohntem* und *Ungewöhnlichem* unterscheidet. In dieser lebensweltlichen Wortbedeutung des Wohnens kommt also kein technologisches oder ontologisches, sondern ein *praxologisches Konzept des Wohnens als Lebenspraxis* zur Sprache. Solches Wohnen hat kein Sein aus Stein, ist nicht da, wie Wände und Bauten da sind. Zu Wohnen aufgrund eines gewöhnlichen Tätigseins heißt, eine Daseinsgestaltung zu kultivieren, bei der durch die alltägliche Praxis eines gewohnten Tuns sich Lebensgewohnheiten aufbauen, die nur auf diese lebenspraktische Weise aufgebaut sind. In diesem voll und ganz lebenspraktischen Sinne eines *gewöhnlichen Tätigseins* ist das Wohnen wirklich ein erbaulicher Grundzug des menschlichen Seins. Die fundamentale Schwierigkeit dieser Seinsform besteht schlicht darin, dass solche Wohnpraxen und lebensgestaltenden Gewohnheiten nicht durch das Behausen von Räumen einfach existieren und sich schlechterdings nicht durch Architektur errichten lassen.

MATERIELLE, IMMATERIELLE WOHNPRAXIS

Damit bin ich auch schon inmitten einer Philosophie, die das Wohnen vom Wohnen selber her denkt und nicht, wie üblich, vom Bauen; einer Philosophie, die umgekehrt Bauten von der Wohnpraxis her entwirft. Diese Philosophie stellt ein praxologisches Wohnkonzept ins Zentrum der Architekturtheorie – nämlich das Wohnen als einer Lebenspraxis. Weil Wohnen wesentlich Lebenspraxis ist, kommt dem Sachverhalt, *wie und unter welchen räumlichen Bedingungen man wohnt*, ein maßgeblicher Wert zu. Allerdings ist hier eine grundsätzliche Differenzierung zwischen einem *materiellen* und einem *immateriellen* Wohnbegriff angebracht. Bei dem materiellen Wohnkonzept handelt es sich um den ästhetischen Materialismus des ›schöner Wohnens‹. Allein bei dem immateriellen Wohnkonzept handelt es sich um das besagte praxologische, nicht nur schöne, sondern auch gute Wohnverständnis.

Zunächst zum materiellen Wohnkonzept. Der verbreitete materielle Wohnstil begreift die Lebenspraxis des Wohnens primär als Frage des Stils, der käuflichen Angelegenheiten der Einrichtung, der Raumgestaltung und der Bestückung durch Mobiliar. In dieser Wohnkultur steckt zweifelsfrei *ein Stück selbst gestalteten Lebens*, in dem durch die Verwirklichung eigener Wünsche, persönlicher Bedürfnisse und individueller Vorstellungen ein Wohlbefinden erfüllbar wird. Bei dieser Art des Wohnens bestimmen aber die *finanziellen Verhältnisse* ganz entscheidend, wie man lebt und welche Bauten, welche Wohnlage und Einrichtungen man sich leisten kann. Mit dieser Käuflichkeit hängt der kulturell fundamentale Umstand zusammen, dass

insbesondere im *Wohnstil* und dessen Symbolen *lebensstilistische Distinktionen* ausgetragen werden und die gesellschaftlich ungleichen Positionen der Haushalte vorzeigbar sind bzw. unfreiwillig sichtbar werden. Wie Pracht- und Repräsentationsbauten so erfüllt auch das materielle Wohnen auf besonders prägnante, nämlich offensichtliche Weise repräsentative Funktionen.

So gesehen, materialisiert das *vorstädtische Einfamilienhaus* auf paradigmatische Weise die materielle Wohnkultur einer *bürgerlichen Eigenheimutopie*, weil in Suburbia eine wohnräumliche Selbstbestimmung im Wertesystem des *Wohlstandsmodells* der bürgerlichen Gesellschaft verwirklicht wird – und nur in dieser Form auch verwirklicht werden kann. Daran wird aber auch deutlich, dass das Einfamilienhaus gleichsam die Gedenkstätte eines wohnpolitisch und gesamtgesellschaftlich zur mehrheitlichen Gewohnheit gewordenen, repräsentativen Lebensstils ist. Das heißt: *Die bürgerliche Utopie denkt das Wohnen vom Eigenheim her*. Dieses Eigenheim wiederum verräumlicht sich aufgrund materialistischer Denkgewohnheiten im privaten Eigentum: als Eigentumshaus oder als Eigentumswohnung. So oder so aber ist dabei das Eigene als ein Wohnen wesentlich etwas Baubares und von alleine Herstellbares. Dann besteht der entscheidende Unterschied der Utopie des Eigenheims zu Wohnprojekten, auf die ich gleich zu sprechen komme, daran, dass das private Glück dieser Lebensform nicht erfordert, dass das Eigene auch das Gemeinsame ist. Stattdessen ist das Wohnen wesentlich zur öffentlichen Verräumlichung eines materiellen Lebensstils da.

Im Gegensatz dazu denkt eine *immaterielle* Wohnpraxis das Wohnen weder vom Bauen noch von seiner repräsentativen Funktion her, sondern als eine *praktische Lebenskunst*, bei der die Wohnform selbst das Bauwerk einer eigenen Gestaltung des Alltagslebens ist. Das immaterielle Wohnkonzept fasst also das Wohnen als eine alltägliche Lebenspraxis auf, bei der durch bestimmte Wohngewohnheiten *ein Stück eigenes Leben ins Bauwerk* gesetzt wird. An dieser Stelle kommen das *Wohnprojekt* zur Sprache. Denn jetzt lässt sich sagen: Auf der eben beschriebenen, immateriellen Wohnpraxis müssen Wohnprojekte bauen, um die Räume, die sie behausen, auch wohnlich durch eine beständige Lebensgewohnheit mit eigenen Leben ausfüllen zu können. Dies leitet zu den philosophischen Grundsätzen des Wohnprojekts über.

WOHNPROJEKTE SIND BAUSTELLEN DES UTOPISCHEN DENKENS

Dem tragfähigen Fundament einer Wohnprojektphilosophie liegt die folgende Konstruktion zugrunde: Wohnprojekte sind Baustellen des utopischen Denkens.

Selbstverständlich wirft diese Konstruktion sofort die Frage auf: Was ist überhaupt unter einem Wohnprojekt gemeint? Und was ist utopisches Denken?

Zunächst zur Bestimmung, was unter einem Wohnprojekt gemeint ist. Unter Wohnprojekten lassen sich soziale Experimente eines gemeinschaftlichen Wohnens von mehreren, mit einander nicht verwandten, sondern nachbarschaftlich befreundeten Menschen begreifen, die das, was sie gemeinsam bewohnen, auch selbst verwalten,

und zudem darüber selbst bestimmen, wie sie miteinander leben. Kurz gesagt und gleichsam als Definition: *Wohnprojekte sind Formen eines selbstbestimmten und gleichberechtigten Zusammenlebens in einer Hausgemeinschaft.* Aufgrund dieser demokratischen Verfassung steht bei dieser Form des Zusammenlebens niemand dem gemeinsamen Haushalt als Hausherr vor. Jeder Hausverantwortliche lebt als Mitbewohner mit den anderen Hausbewohnern. Das Mitbewohnersein besteht also nicht im physischen Dasein, dessen Lebensform schon durch das Behausen von Wohnraum erfüllt ist. Im gewöhnlichen Tätigsein eines projektbewussten aktiven Wohnens ist das Mitbewohnersein nur als bedachte, gewählte, gewollte Lebensform, und damit nur als *eine vom Denken begleitete Wohnform* möglich. Das heißt, um ein Wohnprojekt zu leben und dieses ungewöhnliche Wohnen zu lernen, muss ich dieses Wohnen denken und es als eigene, immaterielle Lebenspraxis begreifen.

Dann stellt sich die Frage: Was muss ich denken, um ein Wohnprojekt nicht vom Bau, sondern vom Wohnen selbst her zu denken? Die Antwort ist vergleichsweise unkompliziert, aber nicht so ohne weiteres praktiziert: Man muss *das Ungewohnte denken*. Denn das Ungewohnte daran ist das Gemeinschaftliche, oder genauer: *die Verbindung des Eigenen mit dem Gemeinsamen*. Einmal abgesehen von einigen neuen Wohnformen, ist die gewöhnliche, allgemein verbreitete und von der gesellschaftlichen Mehrheit gelebte Realität, wie gesagt und allgemein bekannt, dass jeder im Eigenheim zuhause ist oder jeder alleine in der eigenen Mietswohnung lebt.

Bei diesen Haushaltsformen braucht man nur an das Eigene zu denken, um darin zu wohnen. Dabei gilt die ökonomische oder haushalterische *Maxime*: Was ich tue, tue ich, weil es meine Sache, mein Eigentum und gut für mich (und die Meinigen) ist.

In Wohnprojekten ist das anders. Denn im Unterschied zu den normalen Lebensgewohnheiten ist das Wohnen in einer Gruppe, in der auch das Gemeinsame das Eigene ist, für alle Beteiligten etwas noch Ungewohntes und von daher auch etwas *Gewöhnungsbedürftiges*. Darüber hinaus bleibt solches Wohnen eine endlose Baustelle, die – anders als die meisten Bauten – auch nie fertig wird. Der außergewöhnliche Umstand, *eine endlose und nicht abschließend fertig zu stellende Baustelle des Lebens* zu sein, macht das Projektierte daran aus. Als «Projekte» können Wohnhausgemeinschaften im Grunde aber auch jederzeit scheitern – dieses potentielle Missglücken macht ihr *Experimentelles* aus. Angesichts ihrer endlosen Experimentalität und Baustelligkeit muss diese Wohnpraxis, damit sie glückt, von einem *utopischen Denken begleitet* werden, das die lebenspraktische Verwirklichung ein ums andere Mal nachprüft und nachbessert: sie erfordert ein wohnutopisches Denken, das die baulichen Möglichkeiten der alltäglichen Konkretion ein ums andere Mal nachentwirft und neu einräumt. *Das utopische Denken ist das gedankliche Fundament und der geistige Überbau von immateriellen Wohnverhältnissen*. Kurz: Wohnprojekte sind Baustellen des utopischen Denkens.

Im Unterschied aber zu den sozialen Wohnutopien des modernen Avantgardismus handelt es sich dabei nicht um

abstrakte und großflächige Raumkonstruktionen, die von Architekten und Stadtplanern auf dem Reiskbrett baukünstlerisch entworfen werden. Wohnprojekte sind überhaupt nicht utopisch in dem Sinne, dass sie noch Unverortetes oder an sich Unrealisierbares sind; sie sind keine Luftschlösser oder Wolkenkuckucksheime – wenigstens was die Möglichkeit ihrer konkreten Praxis betrifft. Auch wenn normale Denkgewohnheiten noch eine Weile brauchen, um sich an die Möglichkeit und den Gedanken eines solchen Zuhausees zu gewöhnen, steht dennoch bereits bauseits fest, dass Bauten, in den Wohnprojekte beheimatet sind, *konkret sind* – nämlich buchstäblich in Zement und Stein errichtet, real existieren. Mit anderen Worten: *Gerade als konkrete Utopien sind Wohnprojekte gemeinsam zu verwirklichende Bauwerke und gesellschaftlich ungewohnte Orte.*

Immaterielles Wohnen und das gewöhnliche Tätigsein an der gemeinschaftseigenen Baustelle – das wird spätestens an dieser Stelle greifbar – macht nicht jenen schönen Teil der Existenz aus, dessen Erbauungen nach der getanen Arbeit beginnen. Anders als der rein materielle Wohnstil gehören Wohnprojekte nicht zu einer Freizeitaktivitäten, die darin besteht, alles das zu tun, was keine Arbeit bedeutet. Im Gegensatz dazu sind Wohngruppen Baustellen, die immaterielle Arbeit verlangen: *Bauarbeiten am gemeinsamen Ding*. Dieses gemeinsame Ding braucht freien Raum, in dem sich die Mitbewohner versammeln können. Ein solcher Versammlungsort ist der Gemeinschaftsraum, in dem das gemeinsame Dinge entstehen und gelebt werden kann. Der Gemeinschaftsraum räumt innerhalb des

Privaten eine Öffentlichkeit ein, die sich auch architektonisch nach außen öffnen kann und das Gemeinsame in den Stadtteil kommuniziert und kommunalisiert.

Bei diesen Anforderungen gegenüber dem inneren und äußeren Raumgefüge der gemeinschaftlichen Wohnbauten ist die Architektur gefragt: Ein praxologisches Wohnkonzept hat – gleich wie die ökologische und naturschonende Wohnphilosophie der Heideggerischen Schule – zahlreiche Konsequenzen für die architektonische Planung. Denn denkt man die Architektur von Wohnprojekten aus, tritt ihre ursprüngliche Lebensdienlichkeit wieder hervor: Architektur schafft Räume und Flächen, um Orte einzuräumen, die für Menschen und deren alltägliche Tätigkeiten benutzbar sind. Das heißt *Wohnprojekt-Architektur* erfüllt ihren Zweck nicht durch sich selbst, wie bei der klassischen oder postmodernen Repräsentationsarchitektur und dem baukünstlerischen Entwurfsverständnis der modernen Architektur, sondern sie stellt eine *neue, avantgardistische Herausforderung an die Baumeister* dar. Dazu gehört ganz entscheidend die eingangs erwähnten Methoden des Partizipatorischen Bauens, also die gestalterische Beteiligung der zukünftigen Nutzer an der Planung. Vor allem aber wird der architektonischen Baukunst eine *grundsätzliche Umkehr des Selbstverständnisses ihrer ästhetischen Praxis* abverlangt. Die Wohnprojekt-Architektur, die den avantgardistischen Anspruch des Neuen Bauens verändert fortsetzt, stellt ihre Aufgabe, die Lebensverhältnisse der Menschen zu verbessern, darin unter Beweis, mit ihrer Sachkundigkeit die individuellen Vorstellungen und Wohnwünsche der Nutzer konzeptuell und baukonstruktiv zu realisieren.

Der Architekt ist dann nicht das geniale Künstlersubjekt eines skulpturalen Baukunstwerks, sondern der *Kurator von Wohnkünstlern* und *„Kokreator“* von *stadtbaulichen Wohnwelten*.

EMANZIPATORISCHER URBANISMUS?

Abschließend sollen diese generellen Bestimmungen einer Wohnprojekt-Philosophie in ihrem urbanismus-theoretischen wie gesellschaftspolitischen Kontext situiert werden, insofern über den Wohnbau auch ein Stück Stadtbau und Gesellschaft entsteht.

Ich habe Wohnprojekte als soziale Experimente oder Baustellen eines gemeinschaftlichen Wohnens von mehreren, mit einander nicht verwandten Menschen beschrieben. Es wurde die Definition angeführt, dass darunter Formen eines selbstbestimmten und gleichberechtigten Zusammenlebens verstanden werden können. Ein weiteres Kriterium blieb dabei unerwähnt: nämlich die sozialpolitische Komponente, dass unter Wohnprojekten solche alternativen Wohnverhältnisse zu verstehen sind, die im *sozialen Wohnungsbau* staatlich gefördert sind und ihre Selbstorganisation im rechtlichen Rahmen einer *Genossenschaft* regeln. Das heißt: Neben den Aspekten einer genossenschaftlichen Selbstbestimmung und Gleichberechtigung tritt die soziale Komponente, dass die Bewohner über ein vergleichbar geringes, ökonomisches Kapital verfügen. Daher stehen innerstädtische und lokale Wohnprojekte zum einen für eine radikale Dezentralisierung der staatlichen Wohnungsbaupolitik. Und zum anderen bilden sie ein Gegenmodell zur kapitalkonformen

Stadtentwicklung. So erklärt sich, warum die linkskritische Stadtforschung auf der Suche nach dem Potential einer emanzipatorischen Praxis von gemeinschaftlichen Wohnformen als zivilgesellschaftliche Formen der Solidarität spricht und die Gründung neuer Genossenschaften auf lokaler Ebene, die mit der Hilfe öffentlicher Mittel gesamte Häuser übernehmen, als progressive Entwicklung anerkennt.

Erstaunlicherweise hat sich jedoch der *Urbanismuskurs* der letzten zwei Jahrzehnte bei der notwendigen Kritik gegen die wohn- und stadtbaupolitischen Strategien der räumlichen Segregation wenig auf innerstädtische Wohnprojekte bezogen. Ich denke, man kann die Behauptung wagen, dass sich in einem *selbstbestimmten, gleichberechtigten und sozialgerechten Zusammenleben der ursprüngliche Begriff des Politischen* widerspiegelt. Denn ursprünglich bezeichnet die Stadt, die Polis, keine räumliche Struktur, im Sinne einer bloß geographischen Anhäufung von Wohnhäusern, Repräsentationsgebäuden, Produktionsstätten, Plätzen und Strassen. Das ‹Städtische› oder, griechisch gesprochen, das ‹Politische›, oder lateinisch gesprochen, das ‹Urbane› meint vielmehr eine Organisations- und Regierungsform zum Zwecke eines guten Zusammenlebens von autonomen, demokratisch gleichberechtigten und ökonomisch gleichgestellten Menschen und Familien. In einer Studie zur Philosophie der Stadt heißt es: „Für Aristoteles ist die Stadt keine Gemeinschaft nur dem Orte nach. Eine Stadt muß zwar auch den Menschen Schutz vor wechselseitiger Benachteiligung bieten und für die Pflege des Handels sorgen.

Aber das Leben in der Stadt ist wesentlich zentriert auf die Idee des guten Lebens. Das Menschsein realisiert sich Aristoteles zufolge durch die Praxis des täglichen Lebens hindurch, durch die Riten, Sitten und Gewohnheiten im Haus, in der Freundschaft und Nachbarschaft, durch Kulte und gemeinschaftliche Feste. Der Erscheinungsort gelingender Praxis ist die Stadt.“ (Heinz Paetzold) In diesem Sinne, denke ich, kommt die Wohnhausgemeinschaft, gleichsam als Wohnstadt innerhalb des großstädtischen Raums, dem urpolitischen Ideal von Urbanität nahe.

Man kann also ohne revolutionären Pathos schlicht konstatieren, dass *genossenschaftliche Wohnprojekte ein Demokratisierung der lokalen Politik* verwirklichen. Insofern treiben soziale Wohnpraxen diejenige progressive Urbanität voran, die für eine soziale Stadtentwicklung von ebenso großer Bedeutung ist, wie für die Kultur eines urpolitischen Stadtlebens. Mit anderen Worten: *Wohnprojekte reterritorialisieren das Politische und reurbanisieren den städtischen Großraum.*

GESELLSCHAFTSPOLITISCHE VERORTUNG UND KRITIK

Zweifellos sind Wohnprojekte janusköpfige Elemente im ambivalenten Kräftefeld der städtischen Restrukturierungsprozesse und der staatlichen Neoliberalisierungspolitik. Aus einer kritischen Perspektive werden der urbanen Praxis von Wohnprojekten verschiedene Vorwürfe gemacht, von denen ich zwei zum Abschluss anführen möchte.

Der erste Vorwurf lautet, dass gemeinschaftliche Wohnformen die staatlich, also <von oben> verordnete kostengünstige Deregulierung der Stadtentwicklung erfüllen,

d.h. ihre Autonomie und urbane Liberalität ist keine Errungenschaft aus gesellschaftlichen Kämpfen und kein Zugewinn an Demokratie, sondern eine kontrollierte Umsetzung neoliberaler Verwaltungs- und Managementstrukturen auf kommunaler Ebene.

Ich denke diesbezüglich ist es hilfreich, sich das jüngste Städtebauförderungsprogramm der Bundesregierung zu vergegenwärtigen. Das so genannte ‹Programm Soziale Stadt› sieht vor, der Benachteiligung und der Gefahr der sozialräumlichen Segregation in bestimmten Stadtbezirken und so genannten ‹Problemgebieten› durch Aktivierung und Partizipation der Stadtteilbewohner entgegenzuwirken, um auf lokaler Ebene eine Verbesserung der Lebens- und Wohnverhältnisse zu erzielen. Bei diesem programmatischen Stadtentwicklungsplan greift der Staat in der Tat solche partizipatorischen Teilhabeförderungen und Mitbestimmungspraktiken auf, denen seit den 80er Jahren durch links-alternative Gruppen, quartiersorientierte Bürgerinitiativen und andere Akteure der neuen sozialen Bewegungen eines Partizipatorischen Stadtbaus politische Kraft verliehen wurde. Das Neue an der staatlichen Wohnpolitik ist dabei der Sachverhalt, dass diese Mitbestimmung und Selbstorganisation als politische Prinzipien eines ‹selbstständigen Gemeinwesens› in das Programm einer sozialen Stadterneuerung aufgenommen worden sind. Dementsprechend findet eine Bürgerbeteiligung über intermediäre Instanz, wie verwaltungsexternes Quartiermanagement und Beiräte oder Runde Tische, die zwischen Lokalstaat und Stadtteilakteure vermitteln, statt. In der Betonung der Aufgabe, Partizipation der Bewohner zu

aktivieren und die Aufforderung zur Selbstorganisation, zum Beispiel in Form gemeinschaftlichen Wohnens, sehen die Kritiker ein staatlich verordnetes Mitmachen, das bei geringen Kosten und minimaler Intervention eine dezentrale und nachhaltige Stadtentwicklung ermöglicht. In einer solchen Situation stehen dieser Auffassung zufolge die lokale Fixierung von sozialen Strategien und die Mobilisierung nichtstaatlicher Potentiale im Verdacht, die neoliberale Politik zu stützen.

An dieser Kritik ist soviel richtig, dass das staatliche Regierungshandeln die Rahmenbedingungen der Wohn- und Stadtpolitik definiert und insofern trotz Dezentralisierung von Entscheidungsprozessen und damit partiellen Machtveräußerungen über größere Zusammenhänge *zentral verfügt*.

Der zweite Vorwurf, der sich gegen Wohnprojekte richtet, lautet, dass sie als Faktoren einer sozialen Stadt- bzw. Stadtteilentwicklung - als Inseln solidarischer Gemeinschaften und selbstbestimmter Lebensformen - auch darin Erfüllungsgehilfen einer neoliberalen Modernisierung seien, dass sie deren gesamtgesellschaftliche Härte abmildern und so letztlich weitere soziale Ungleichheiten legitimieren helfen. Regulierte Angebotspolitik wie Existenzgründerprogramme und Wohneigentumsförderung erreichen bewusst nur die Mittelschicht. Der Partizipatorische Stadtbau und dessen staatlichen Förderungsprogramme basiert auf der Prämisse einer grundsätzlichen Möglichkeit der gleichen Einflussnahme aller Bewohnergruppen. Faktisch kommen jedoch die Förderungsprogramme nur jenen Akteuren vor Ort zugute, die

entweder durchsetzungsfähig und artikulationsbereit sind oder überhaupt ins Blickfeld der Interventionsmaßnahmen gelangen. Als Modernisierungsgewinner treiben unter anderen auch Wohnprojekte die gesellschaftliche Segregation voran, indem sie zu einer Aufwertungs- und Gentrifizierungsdynamik der so genannten Problemquartiere beitragen. Diese Gentrifizierung führt aus der Perspektive der Kritiker in der Folge zu einer Verdrängung von ärmeren und ausländischen Bewohnern. Aus dieser Sicht bewirken die Regulierungsstrategien im Wohnungssektor, die auf eine kleinräumige Auffächerung der Eigentums- und Wohnformen hinauslaufen, eine Fortsetzung der sozialen Fragmentierung des städtischen Raumes.

Ich denke an dieser Kritik ist richtig, dass Wohnprojekte im *Spannungsfeld* der gesellschaftlichen Reformprozesse stehen und zu denjenigen Bruchstücken einer emanzipatorischen Entwicklung gehören, die sich gegenwärtig wie ein Inselgruppe der Glückseligen im Meer der kapitalistischen Untiefen ausnehmen. Dennoch trägt der staatlich geförderte, genossenschaftliche Wohnungsbau nicht zum Sozialabbau bei. Wohnprojekte stehen im Gegenteil für die lebenspolitische Forderung nach Selbstbestimmung, Gleichberechtigung und sozialer Gerechtigkeit *für alle*. Ihr politischer Urbanismus steht für Pluralismus, Toleranz und Integration von Benachteiligten. *Nicht sie verkörpern neoliberale Lebensverhältnisse, vielmehr spiegelt sich in ihnen der staatliche Neoliberalismus, der sie in der gesellschaftlichen Spaltung instrumentalisiert.* Trotz der sozialen Stadtbaupolitik in einigen Gebieten und dem programmatischen Anspruch, den negativen Folgen der

sozialräumlichen Ungleichheiten entgegen wirken zu wollen, baut das Regierungshandeln weiter wohlfahrtsstaatliche Gleichheitsprinzipien und solidarische Versorgungssystem ab und die gesellschaftliche Polarisierung in Reiche und Arme, Erwerbstätige und Erwerbslose, Einheimische und Unerwünschte aus. Nur als Bestandteil einer Politik des sozialen Ausgleichs auf gesamtstädtischer und überregionaler Ebene könnten lokale Strategien als Versuch der Zurückdrängung neoliberalen Handelns verstanden werden. Die Etablierung der stadt- und wohnbaupolitischen Sozialprogramme bedeutet keineswegs eine grundlegende Richtungsänderung der wettbewerbsorientierten Modernisierungspolitik auf gesamtstädtischer Ebene. Privatisierung, Deregulierung und Flexibilisierung werden forciert. So lange sich die sozialen Reformpolitiken lediglich auf abgezielte gesellschaftliche Sektoren, Räume oder Gruppen beziehen und nicht mit anderen gesellschaftlichen Bereichen korrespondieren, treiben sie bestenfalls aufgeklärte Sozialtechnokratie oder im schlimmsten Fall neoliberalen Kommunitarismus. In diesem Szenario einer herrschaftlicher Verordnung und ideologischer Vereinnahmung <von oben> wird erst recht deutlich, dass der <untergründige> Eigensinn von Wohnprojekten sich darin einlöst, Bruchstellen wie Baustellen der Möglichkeit einer anderen Welt zu sein.

